



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Carlyle

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Seekriege, der alle wehrfähigen Kräfte des Landes zum Dienst heranzieht, werden alle größern Handelsdampfer als Hilfskreuzer und zu Transportzwecken verwandt werden müssen. Wie soll es dann möglich sein, in einem der wichtigsten Zweige des Dienstes an Bord in kürzester Frist die absolut notwendige Einheit und Übereinstimmung zu erreichen, wenn die Köpfe infolge unglücklicher Verhältnisse durch drei verschiedene und sich widersprechende Ruderkommandos in Verwirrung gesetzt worden sind!



Carlyle



u Carlyle haben wir Deutschen ein ganz besondres Verhältnis, ein Verhältnis von persönlicher Zuneigung und Dankbarkeit. Er hat den alt gewordenen Goethe zuerst erkannt, verstanden und geliebt, als wir ihn noch nicht verstanden; er hat seine Landsleute schon früh in den zwanziger Jahren mit unserm Idealismus in Philosophie und Litteratur, mit Schiller, Jean Paul und den Romantikern nicht nur bekannt gemacht, sondern auch lange, ehe wir ein geeintes Reich bekamen, öffentlich verkündet, daß das Volk, dem der Faust gehöre, eine politische Zukunft habe und eines vordersten Platzes im Räte der Völker und in der Reihe der Staaten sicher sei. Wie Fichte einst, als Preußen von Napoleon niedergeworfen wurde, voraussah, daß nur der wissenschaftliche Gedanke und ein durch Erkenntnis geläuterter und gerichteter Wille den Staat wieder aufrichten könnten, so hatte Carlyle das feste Vertrauen zu den Deutschen, daß ihr Denken und Dichten sich in absehbarer Zeit in politisches Handeln umsetzen würde, in Thaten, die zum Siege führen müßten, denn wenn dieser teutonische Geist, die in den Dichtern latente, noch chemisch gebundene Kraft — er liebte ja diese naturwissenschaftliche Bildersprache — einmal „frei“ würde, müßte er unwiderstehlich sein. Wie man weiß, war auch die Erfüllung seiner Prophezeiung zu erleben unserm Freunde noch beschieden, und als am Ende des deutsch-französischen Kriegs seine Landsleute nicht übel Lust zeigten, uns nach oft geübter Methode den Siegespreis zu zerdrücken, da schrieb er seinen berühmten Brief an die Times (im November 1870), worin er sie belehrte, wie einst Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reiche verloren gegangen, und daß es nun mit Recht zurück erworben worden sei. Vier Jahre später aber nahm er den preussischen Orden pour le mérite an, den einzigen, der für wirkliche Verdienste vergeben wurde, wie er sagte, während er den von Disraeli ihm angebotnen Hosenbandorden ablehnte, und zu seinem achtzigsten Geburtstag 1875 konnte ihn nur noch ein Brief Bismarcks erfreuen, des Mannes, durch den erfüllt worden war, was er selbst so lange und so sehnlich den Deutschen gewünscht hatte.

So sind Deutschland und Carlyle miteinander verbunden, und nächst Shakespeare sollte er uns von allen englischen Schriftstellern der liebste sein. Wir haben schon seit längerer Zeit Übersetzungen einzelner Carlylischer Werke von Neuberg und Thomas Fischer, die sozialpolitischen Schriften hat dann Professor Paul Hensel bei Vandenhoeck und Ruprecht herausgegeben, und von diesem ist kürzlich auch eine Biographie Carlyles in Frommanns Verlag in Stuttgart erschienen (Klassiker der Philosophie, Band XI). Wir haben früher in den Grenzboten über ein Buch etwa gleichen Umfangs berichtet, worin Professor von Schulze-Gaevernick entsprechend seiner wissenschaftlichen Richtung Carlyle als Nationalökonom behandelt hat (Geisteshelden von Anton Bettelheim, Band VI, zweite Auflage). In der Frommannschen Sammlung wird er nun als Philosoph gebucht. Einschachtelungen dieser Art haben immer ihr mißliches, und da Carlyle auch nach Hensels Meinung weder als Anhänger noch als Fortbildner eines bestimmten philosophischen Systems angesehen werden kann, so hätten wir ihn bei seiner persönlichen Bedeutung lieber unter eigener Flagge fahren sehen; immerhin ist Hensels Darstellung umfassender und in sich reicher als die von Schulze-Gaevernick, ein gutes Buch mit vielen eignen Beobachtungen, wenn auch noch nicht „das“ Buch über Carlyle. Die Anordnung ist gelungen, ein glücklicher Gedanke die synchronistische Tabelle über Lebensdaten und Schriften am Schluß. Am wenigsten hat uns das zweite Kapitel „Vorbedingungen und innere Kämpfe“ zugesagt; es macht den Eindruck eines Kollegs und setzt wohl vorbereitete und scharf aufpassende Zuhörer voraus, wie denn überhaupt sich der Verfasser meistens die Freude versagt hat, um seiner Leser willen der Betrachtung strenge Lust durch allerlei gelegentliche Verfüßungen, die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens, zu lindern. Gut ist der Hinweis auf das, was Carlyle den Brüdern Schlegel verdankt und ihrer noch lange nicht ausgenutzten, neuen Art der litterarischen Kritik, die in selbständigem Weiterdenken einem Litteraturwerk, z. B. Goethes Wilhelm Meister, seine Stelle im Ganzen des geistigen Lebens zu geben suchte und nicht bloß in angenehmer Sprache dem Publikum sagte, was es ungefähr selber dachte und fühlte; gut ist auch die Darlegung der Fäden, die Carlyle mit Fichte verbinden, dessen „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ mit ihrer Beurteilung des ohnmächtig gegen den Glauben ankämpfenden Verstandes unmittelbar auf den Hauptsatz der Carlylischen Characteristics hinführen, daß die Herrschaft des Intellekts von einem gläubigen Zeitalter überwunden werden müsse; und geradezu musterhaft ist die Analyse des Sartor resartus. Wer sich die Mühe nimmt, in diesen wunderbar krausen und zugleich unendlich tiefsinnigen Roman einzudringen, hat eigentlich den ganzen Carlyle in seiner Lebensauffassung und in seiner Diktion mit allen ihren Arten und Unarten. Hensel nennt Fischers Übersetzung vorzüglich; uns scheint sie ein ziemlich vergebliches Stück Arbeit zu sein: keiner wird durch sie zu einer Vorstellung, geschweige zum Verständnis des Originals gelangen; der Sartor läßt sich in keine andre Sprache übersetzen, höchstens umschreiben und erklären. Wer ihn

kennen lernen will, lese des Verfassers viertes Kapitel und versuche es dann mit dem englischen Original.

Auch das demnächst in seiner Ausdrucksweise originellste Buch Carlyles, die Vorlesungen über Heroen und Heroenkult, verliert an Reiz sogar in einer recht guten Übersetzung, wie die von Neuberg ist (Berlin, Decker, dritte Auflage, 1898). Anders steht es mit den abhandelnden Werken bei ihrem starken sachlichen Gehalt; unter den von Hensel herausgegebenen lesen sich namentlich *Past and Present* und die *Latter-day Pamphlets* sehr gut. Eine Ehrenschild, die wir Deutschen endlich einmal an Carlyle abzutragen hätten, wäre eine gute Übersetzung und zugleich Bearbeitung seines Friedrichs des Großen. Nächste der Französischen Revolution ist kein Buch von ihm so mit dem Herzen geschrieben. Er sah hier unter vielen genießenden oder bloß repräsentierenden Fürsten einen König, der ein Diener seines Staats sein wollte, und der ein kleines Volk durch seine Arbeit groß gemacht hat. Diese Erscheinung wollte er bis in ihre Anfänge hinauf verfolgen und den Nachgeborenen anschaulich greifbar machen. Was wußten denn die Engländer seiner Zeit von Friedrich dem Großen? fragt Hensel. Schließen wir lieber gleich die Deutschen mit ein. Wie matt und farblos langweilig sind die populären Darstellungen, z. B. die Franz Ruglers, wenn man sie neben Carlyle hält. Die Geschichte und die Institutionen kannte man; das Persönliche, auf das es Carlyle immer ankommt, war verblaßt und verschwunden, oder es wäre es doch, wenn Adolf Menzel nicht gekommen wäre, bis auf eine Anzahl lebendig gebliebener Anekdoten vom alten Fritz. Der auffallendste Mangel, meint Hensel, ist auch hier (nämlich wie in der Französischen Revolution) das Fehlen aller archivalischen Studien. Das ist sehr schulmeisterlich geurteilt. Daß Carlyle ungehobenes Material bearbeiten konnte, hat er in seinem *Cromwell* oder in *Past and Present* gezeigt, aber das konnten auch andre, das kann heute jeder examinierte Historiker. Aber Carlyle kann mehr, und es scheint in der That, als ob dieses Mehr, was in seinem Friedrich dem Großen steckt, vielleicht allmählich in die allgemeine Kenntnis übergegangen, aber als sein Eigentum und Verdienst noch nicht hinlänglich anerkannt worden ist. Wann begegnet man eigentlich in unsrer wissenschaftlichen Literatur über Friedrich den Großen dem Namen Carlyles? Ich habe seit Jahren danach gesucht und in jedem neuerscheinenden Buch über Carlyle oder Friedrich den Großen etwas zu finden gehofft, aber vergeblich. Das einzige Erwähnenswerte sind einige Bemerkungen bei Reinhold Koser, die sich hauptsächlich auf die Zeichnung des in der That kostbaren Bildes von Friedrich Wilhelm I. beziehen. Frau Carlyle pflegte z. B. mit Stolz zu erzählen, daß nach ihres Mannes Büchern in den preussischen Kriegsschulen die Topographie der Friedericianischen Schlachten erläutert würde. Keiner wird das wörtlich nehmen, aber man möchte doch die Wissenden fragen, wie weit in ihren Kreisen in diesen oder in ähnlichen Dingen dem Biographen Friedrichs des Großen der Anspruch, etwas neues gefunden zu haben, zugestanden wird.

Eins ist sicherlich neu in seiner Schilderung Friedrichs des Großen, wenn

es auch für die bloß nach archivalischen Erhebungen schätzende Fachwissenschaft nicht in Betracht kommt: die Art, wie aus den Berichten der Augenzeugen und oft nur aus schnell empfangenen, vorüberfliegenden Eindrücken die lebendige Thatsache selbst gewonnen wird, manchmal nur — sagt er dann wohl — ein schwacher Schimmer von Wahrheit in dem Dunst von Lüge und überflüssigem Geschwätz, ein Splitterchen oder ein Wetterleuchten von der großen Realität, die Friedrich heißt. Carlyle bedient sich hier einer Methode, die unübertrefflich der von ihm hoch verehrte Samuel Johnson in seinem Leben Miltons angewandt hat, als er durch die getrüübte Überlieferung zu dem wirklichen Menschen Milton durchbringen wollte. Unsr eigne Zeit ist mit jeder Vergangenheit durch eine Kette von lebendigen Gliedern verbunden; bringt man diese der Reihe nach von rückwärts hinauf zum Sprechen, und ist die Reihe nicht gar zu lang, so sehen wir allmählich gewissermaßen an Übergangsstationen vorbei bis zu dem gewünschten Punkte hin, und wir werden dann auch überzeugt, daß, was wir da sehen, der letzte für uns erreichbare Rest von der Sache selbst ist. Das Verfahren ist nicht kurz, aber was für Eindrücke erreicht Carlyle damit, z. B. in den letzten Kapiteln seiner Darstellung, wenn er uns den gealterten König zeigt bei den Paraden und Revuen, oder auf dem Mitt durch eine Straße von Berlin, oder wenn er seiner Schwester oder dem Prinzen Heinrich einen vorher angesagten Besuch macht. Auf diese Weise läßt er durch das ganze Werk hindurch Zeugnisse reden, die andern gegenüber, so scheint es, stumm geblieben waren oder sich doch nicht deutlich genug hatten vernehmen lassen. Oder ist das ein Irrtum? — Hensel meint, wie dankbar wir Deutschen Carlyle für diese Schilderungen wären, dafür zeugten „die in Tausenden von Exemplaren bei uns verbreiteten Übersetzungen.“ Ich kenne nur eine, die von Neuberg, sie ist zwar nicht schlecht, aber sehr der Verbesserung fähig, sie hat ferner nie eine zweite Auflage erlebt, und endlich giebt es jetzt sicherlich nur noch sehr wenig Menschen, die sie mehr als durchgeblättert haben. Es bedarf einer neuen Übersetzung mit stark gekürztem Texte, wobei vor allem beinahe die ganze Vorgeschichte bis auf Friedrich Wilhelm I. weggelassen werden könnte, dafür müßte aber der Leser erfahren, was in dieser Darstellung neu und wieviel von dem Neuen richtig ist. Diese Aufgabe geht natürlich über das Vermögen eines Übersetzers, sie fordert einen jungen Historiker, der die ganze Litteratur über Friedrich den Großen zu vergleichen hätte, und wir meinen, sie müßte dankbar sein. Wenn das aber eine Täuschung ist, und der deutsche Leser von Carlyle als Herold des großen Königs nichts weiß, noch etwas näheres zu wissen Verlangen trägt, so sollte man ihm lieber seinen Seelenzustand nicht noch durch Komplimente verschleiern.

Die Auserwählten, die hier auf Erden den andern die Wege zu höhern Zielen zeigen sollen, sind fast niemals Kinder des Glücks im gewöhnlichen Sinne. Wollen die Himmlischen von einem ihrer Lieblinge eine Göttliche Komödie geschrieben haben, so machen sie ihn nicht etwa zum wohlbestallten Bürgermeister von Florenz, sondern sie lassen ihn das harte Brot der Verbannung essen, damit er in die richtige, verzweifelte Seelenstimmung komme

und seine Arbeit finden möge, dann treiben sie ihn mit wohlgemeinten Streichen an, was immer wieder nötig ist, zu neuer Verzweiflung, und sind im stillen längst entschlossen, ihn nach und nach mit erlösendem Tode, aber durchaus nicht mit äußern Gütern zu bezahlen. Wenden wir diese echt Carlylische Betrachtung auf sein eignes Leben an, so blieb dieses zwar von schweren Schicksalsschlägen verschont, desto mehr aber war es erfüllt von Irrungen und Kümernissen, die man aus seinen Werken nicht ahnt; man begreift es nicht, wie ein Schriftsteller, der auf den Höhen der Erkenntnis steht, entschlossen und sonnenklar, ein Wegweiser für viele, sich als Mensch unter die kleinen Dinge des Lebens beugt und mehr unter ihnen leidet und ächzt, als vielleicht irgend jemand, bis sich ein Druck auf sein und seiner Gattin Leben legt wie eine weite dunkle Wolke, darunter sie wirkliches Ungemach von eingebilbetem nicht mehr unterscheiden können. Das große Publikum hat hiervon erst nach Carlyles Tode (1881) erfahren durch das Tagebuch der längst (1866) verstorbenen Frau und den Briefwechsel beider Ehegatten, was alles dann von seinem Freunde, dem Historiker Froude, herausgegeben wurde und auch deutsch im Auszuge schon vor etwa fünfzehn Jahren bei Berthes erschienen ist.

Außerlich war Carlyles Leben seit seiner Übersiedlung nach London ohne große Bewegung. Das kleine Haus in Chelsea, das er 1834 mit seiner Frau, einem aus der Heimat mitgebrachten Diensthoten und einem Vogel bezog, verließ er nicht wieder. Abschnitte bildeten, außer zwei kurzen Studienreisen nach Deutschland für das Leben Friedrichs des Großen, die regelmäßig wiederkehrenden Landaufenthalte, teils bei den Angehörigen in Schottland, teils bei reichen englischen Freunden und hochgestellten Gönnern. Die Ehe war kinderlos. Desto mehr kam auf die Naturen der beiden Gatten an. Wir bekommen den Eindruck, und Freunde des Hauses haben es geradezu ausgesprochen, daß wenn man sie auf ihre Begabung hin vergleichen wollte, man wohl in Zweifel sein konnte, wer von beiden der geistig bedeutendere Teil war. Trotzdem war sie nicht seine Mitarbeiterin. Sie klagt im Gegenteil, daß sie ihn außer bei den Mahlzeiten nicht sieht, daß er für sie nie da ist. Seine Werke, die ihn zum berühmten Manne machen, könnte sie auch schreiben; ihre Werke, die doch ihm erst die Ruhe und Stimmung zu seiner Arbeit geben müßten, erkenne keiner an. Sie war eine musterhafte Hausfrau mit einem bewundernswerten Talent „für die Details,“ wie einer ihrer Hausfreunde, der General Cavaignac, zu sagen pflegte, mit eigener Hand arbeitend bis zur Erschöpfung, sparsam alles überlegend, wie es die knapp zugeschnittenen Verhältnisse im Anfang der Ehe verlangten. Aber auch später, als es nicht mehr so nötig war, tritt dies Ökonomisieren in allen Einzelheiten des Hauswesens so sehr in den Vordergrund, daß man es wohl als eine Eigenschaft ihres Wesens, nicht bloß als Angewöhnung durch die Not ansehen darf, so sehr nimmt es ihre Gedanken in Anspruch. Aber sie übt auch einen großen Einfluß auf den Gatten. Keine Zeile wird gedruckt, die sie nicht gelesen hätte. Sie frohlockt über seine Er-

folge, wenn auch im Hintergrund die Empfindung laut wird, daß keiner daran denke, mit wieviel Sorge, Mühe und Verstimmung sie diese Erfolge habe ermöglichen helfen. Die Ehren sind für ihn, und sie ist nur seine Frau, wenn sie ihn, was selten genug vorkommt, in eine große Gesellschaft begleitet, nicht aber ein Wesen, das man um seiner selbst willen schätzt, während die geistreichen Gemahlinnen seiner Gönner, denen sie sich mindestens gewachsen fühlt, für ihn selbständige Anziehungspunkte sind. Hier treten schon bald nach der Übersiedlung in die Hauptstadt Züge von Eifersucht hervor, die später das beste Glück der Ehe, das gegenseitige Vertrauen, ernstlich gefährden sollten.

Eine Äußerlichkeit, die uns früh begegnet, sind die getrennten Reiseaufenthalte: als ob sie beide regelmäßig einem Leben zeitweise entrinnen müßten, das sie sich doch selbst schufen, und das, wenn es nicht wohlthuend war, anders zu gestalten bis zu einem gewissen Grade in ihrer Hand lag. Seine Hypochondrie war grenzenlos. Er forderte alle erdenklichen Rücksichten auf seine kleinen Leiden. Er wollte ungestört arbeiten, sie mußte ihm Ruhe schaffen vor allen Störenfrieden, Menschen und Tieren, womöglich den Elementen selbst. Als sie einst auf dem schottischen Bauernhofe lebten, machten sie noch gemeinsame Spazierfahrten. Hier in London reitet oder läuft er stundenlang allein, wenn die Arbeit es ihm erlaubt, und die Rücksicht auf seine Gesundheit es so will, denn seine Einbildung vergrößert seine Leiden ins ungeheure, und während er mit Seelenangst in allen körperlichen Verstimmungen sich ernste Lebensgefährdungen ausmalt, überlebt er doch die zarter angelegte Frau, für deren Kräfte er keine Grenzen anzuerkennen scheint, schließlich noch um volle fünfzehn Jahre. Wenn also Carlyle immer mehr für sich lebte (nur abends nach dem Thee blieb er im Zimmer seiner Frau, blies den Dampf seiner Cigarre in das Kaminfeuer und monologisierte), so waltete Frau Carlyle gleichfalls allein ihres Hauswesens mit der erfolgreichen Sorgfalt für „die Details,“ die aus einer Holzbank und einer von Motten angefressenen, verschossenen Wollgardine ein ihrer Auffassung nach bequemes Sofa oder aus einem Speisekammervorrat von zwei Kartoffeln und einer Lerche ein Diner für einen plötzlich eingebrochnen vornehmen Fremdling herzustellen verstand. Oder sie saß in dem Zimmerchen, das sie ihren Salon nannte, und empfing Besuche, die sie auf diese Weise von ihrem arbeitenden Gatten fern hielt, Besuche sehr verschiedener Art, vom einfachsten namenlosen Verehrer des berühmten Mannes, der weit aus Frankreich oder Amerika hergereist war und nun doch wenigstens seine Gattin zu sehen bekam, bis zu einem erlauchten Vertreter der hohen heimischen Gesellschaftskreise. Diese Visiten gestalteten sich, wenn die Persönlichkeiten danach waren, durch Zahl und Dauer zu förmlichen kleinen Gesellschaften, in denen die geistvolle Frau mit königlichem Anstand herrschte und für den Mangel an größerer Geselligkeit einigen Ersatz fand. Carlyles Lebensgewohnheiten machten dergleichen immer schwerer. Im Anfange des Londoner Lebens sahen die Ehegatten noch gelegentlich einen kleinern Kreis mit bescheidener Bewirtung bei sich. Ein einziges mal, so erzählt Carlyle später mit

köstlich wehmütigem Humor, ein einziges mal, als Frau Carlyles Mutter zum Besuch bei ihnen war, veranstalteten Mutter und Tochter eine stilvolle Soiree, die mit kleinen Familienszenen begann und dann eine größere Verstimmung als dauerndes Andenken zurückließ. Der kleine Verkehr wurde fortgesetzt, bis des Hausherrn Tagesordnung ihn zu sehr erschwerte. Carlyle selbst ging einzeln auch später noch in ganz große Gesellschaften vornehmer Häuser, die keine Erwiderung voraussetzten; selten begleitete ihn seine Frau, deren zarte Gesundheit diese Art Anstrengung neben den häuslichen Pflichten nicht erlaubte. Menschenverkehr, wenn er gelingt und wechselseitigen Ertrag giebt, ist gewiß das Schönste am Leben. Daß auch die höchstbegabten Naturen diese Anregung zu ihrem Schaden entbehren, zeigt die Art, wie beide Carlyles sich zu dieser Lebensfrage stellen. In ihren Briefen und Tagebuchnotizen sprechen sie sich mit Geringschätzung über die üblichen Arten des gesellschaftlichen Verkehrs aus. Aber das ist theoretisch. Ebenso viele Stellen lassen erkennen, wie wenig zufrieden sich doch im Grunde beide, deren Natur nach Mitteilung verlangte, bei der zunehmenden Abschließung ihres äußern Lebens fühlten. Er ließ sich immer mehr gehn in dem, was er fordern zu können glaubte. Sie wurde reizbar, scharf in ihren Äußerungen. Es kam hin und wieder zu ganz scharfen Zerwürfnissen. In solchen Tagen haben Menschen, namentlich Frauen, leider oft das Bedürfnis niederzuschreiben, was nach Möglichkeit vergessen werden sollte, und in einem solchen Augenblick warf einmal Frau Carlyle einen tief ergreifenden Rückblick auf ihr Leben von der Zeit an, wo der glänzend begabte weltförmige Irving ihrer begehrte und lange auf ihr Antwort wartete, bis sie sich endlich entschloß ihm zu entsagen und Carlyle die Hand reichte, „und ich war namenlos unglücklich,“ heißt es ganz zulezt.

Durch die Veröffentlichung solcher Stellen mußten seine Verwandten tief verstimmt werden, denn nun schien es, als sei er, der tyrannische Mann, an ihrem vorzeitigen Tode mit schuld gewesen. Und doch hatte er selbst, als er ihren Briefwechsel ordnete und die ihm völlig neuen Tagebuchblätter durchsah, alle diese beredten Zeugnisse so vieler Kummernis (vielleicht für eine spätere Herausgabe) mit kurzen Bemerkungen versehen und auch mit einem immer wiederkehrenden „Ach, ach!“, Äußerungen der Liebe, die nun zu spät kamen. Wie seine Sonderbarkeiten auf sie gewirkt hatten, das wurde ihm erst da klar. Und viele davon hatte sie wiederum auch nicht getragen, wie sie sollte, und ganz gewiß war sie in der schnellen Schärfe ihres Ausdrucks nicht immer die richtige und wohlthuend wirkende Beurteilerin seiner Handlungen gewesen. „Die Sprache des Bösen“ nennt er ihren Sarkasmus. Wie gut ist das zu verstehn!

Man möchte fast, man hätte es beinahe lieber, wenn es tiefergreifende innere Gegensätze gewesen wären, die diese zwei Menschen voneinander getrennt hätten. Aber es war anders, in allen großen Fragen waren sie eines Sinnes, und darin vertraute sie ihm als ihrem Führer, diese Einigkeit jedoch wirkte nicht weiter und schuf ihnen nicht den innern Frieden des Lebens, der an

hundert kleinen Dingen hängt und bei hundert ebenso kleinen Gelegenheiten Störung erfahren kann. Diese äußern Dinge lernten sie nie durch ihr Leben zu beherrschen und als das anzusehen, was sie schließlich doch nur sind, wie man es bei dem hohen Standpunkt und dem weiten Gesichtsfeld der beiden Menschen wohl hätte erwarten können. Denken wir an unsern Schiller, welcher Abstand! Frau Carlyle hatte gewußt und es mit veranlaßt, daß ihr Gatte dem schweren Beruf des amtlosen Mannes nachging, der um Geld schreibt. Vergewärtigen wir uns die Verhältnisse, unter denen sie heirateten, so scheint es im voraus entschieden, daß diese zwei, wie sie immer persönlich geartet sein mochten, gar nicht zu einer vollen Gemeinschaft des Lebens kommen konnten. Sie war das einzige Kind eines sehr gebildeten und ziemlich wohlhabenden Mannes, der, als sie sich endlich entschloß, Carlyle, dem Lehrer ihrer Jugend, die Hand zu reichen, nicht mehr lebte und seine Tochter als alleinige Erbin seines nicht kleinen Grundbesitzes und sonstiger Einkünfte zurückgelassen hatte. Als sie Carlyles Frau wurde, gab sie vieles auf. Seine Angehörigen waren zwar fast alle in ihrer Art begabte Menschen, aber er entstammte doch kleinen, bürgerlichen Verhältnissen, deren Spuren seine persönliche Sonderbarkeit möglichst konserviert hatte; er hatte keinen Beruf, auch keine feste Aussicht, die ihn zu ernähren versprach — nur sein Talent, das aber nichts weniger als liebenswürdig und in Bezug auf seine Verwertung einem unsicher angelegten Kapital vergleichbar war. Nur dieses Talent, verbunden mit einem mächtigen Wissensdrange, und der untadlige Charakter des ungelenkten, viel ältern Mannes konnten das kluge, fein erzogene Mädchen anziehen. Alles andre an ihm und an ihr schien eher unverträglich miteinander zu sein, und das, worin sie einander ähnlich waren, die schnelle, scharfe Auffassung alles Unvollkommenen in der Welt, war begreiflicherweise nicht geeignet, harmonisch auf zwei miteinander lebende Menschen zu wirken. Was sie aufgab, sah sie, klug wie sie war, klar ein, und um nun ihrer Einsicht und dem Entschlusse einen deutlich sichtbaren Ausdruck zu geben, that sie einen unendlich thörichten Schritt, und er bestärkte sie darin. Oder glaubte er, zartfühlend wie er immer in Geldsachen war, schicklicher Weise auch gegen bessere Einsicht vor den Leuten nicht anders handeln zu dürfen? Sie überwies vor ihrer Hochzeit durch einen gerichtlichen Akt ihre sämtlichen Einkünfte ihrer Mutter, zu der sie übrigens in einem mehr pflichtmäßigen, als auf wirklicher Herzensneigung ruhenden Verhältnis stand. Und während nun die ältere Dame sorgenlos und launenhaft ein für ihre Kinder wenig erfreuliches Dasein führte, sah sich Carlyle zur Bestreitung der Kosten seines neuen Hausstandes ganz auf den unsichern Ertrag seiner Schriftstellerei angewiesen, und beide Eheleute quälten sich im buchstäblichsten Sinne, bis die Mutter starb, Carlyle ein nicht nur berühmter, sondern auch wohlhabender Mann geworden war, er und seine Gattin aber unter dem Einfluß der alten Gewöhnung, zumal bei ihrem kleinlich-sparsamen Sinne, nicht mehr fähig waren, sich die behaglichen Lebensverhältnisse zu nütze zu machen. Hatte sie so über ihre Einkünfte verfügt, so wandte er seinerseits von

seinem knappen Verdienste gleich anfangs mancherlei seinen Angehörigen zu; so ließ er z. B. seinen jüngern Bruder ganz auf seine Kosten studieren. Sie mußte das geschehn lassen, aber es geschah unter Sorgen und Seufzen, denn Carlyles eigentümlicher Familieninn hatte seine feste Richtung. Er liebte alle die Seinen nicht nur mit einer an Blindheit grenzenden Verehrung, er war sogar stolz auf seine Herkunft aus diesem äußerlich niedrigen, von körperlicher Arbeit, die er so hoch schätzte, erfüllten Lebenskreise, und er stellte dann wohl die, mit denen er früher dieses Leben geteilt hatte, seiner Frau als Muster hin. Und diese begegneten ihr, der feingebildeten und verwöhnten Frau, keineswegs immer mit der liebevollen Rücksicht, die der alte Vater ihr erwiesen hatte, einst als die junge Braut zuerst sein Haus betrat. Er ging damals in seine Kammer, vertauschte sein Arbeitskleid mit seinem Sonntagsstaat, und nun erst bewillkomnte er das vornehme Mädchen mit einem Kuß. Frau Carlyle hat ihm das nie vergessen. Carlyles kluge, edle und fromme Mutter blieb der Familie bis in ihr hohes Alter erhalten, und der Sohn bewahrte ihr nicht nur die volle kindliche Liebe früherer Tage, er sah sie auch in allen Dingen als seine Beraterin an, der er schriftlich und mündlich vortrug, was ihn bewegte. Für den Leser des Carlylischen Briefwechsels hat dieses inhaltreiche Verhältnis etwas ungemein Rührendes, aber er wird doch die Empfindung haben, daß hier an der Stelle der Mutter manchmal die Frau hätte stehn sollen. Noch mehr! Carlyle verhehlte weder andern noch seiner Ehegattin selbst, daß das Ideal eines Weibes, wenn es auf Erden möglich gewesen wäre, sich für ihn nicht in der Genossin seines Lebenswegs, sondern in der einfachen Maurersfrau von Mainhill verkörpert haben würde. Frau Carlyle sah das alles mit voller Überlegung; sie trug es um seinetwillen und suchte seine Angehörigen zu lieben wie er, und wie es nur von einer außerordentlichen Frau verstanden werden kann. Und als ob das trennende Etwas in dieser Lebensgemeinschaft noch über das Leben hinaus seinen sichtbaren Ausdruck verlangte: er bestattete sie neben der alten Dorfkirche, in der sie und sovieler ihrer Vorfahren getauft waren, zur Seite ihres Vaters, den sie so hoch verehrte, unter einem Stein, auf den er eine rührend einfache Grabchrift setzte; er selbst aber ruht seiner eignen Bestimmung gemäß nicht an ihrer Seite, sondern auf seinem Heimatskirchhof neben seinem Vater, mit dessen Tagewerk er das seine so oft verglich. Das Beste sei arbeiten, mit der Hand arbeiten, denn solches arbeiten sei Gottesdienst; weil er das aber nicht gekonnt habe und überhaupt keine Ader von einem praktischen Manne an sich habe, so müsse er, um doch auch nützlich zu sein, schriftstellern, und das wolle er nun so gut machen, wie er könne, besser wenigstens als die meisten andern. Dieses Arbeiten war ihm eine Last, die er nach seiner Auffassung für andre Menschen auf sich zu nehmen hatte, weil sie noch nicht gethan war, und die er trug unter Seufzen und Ächzen, denn jedes erscheinende Buch schloß eigentlich eine Periode des Leidens ab, die ihm hatte vorangehn müssen.

Wir sind etwas tief hineingeraten in die Intimitäten seines Privatdaseins,

die Hensel nach dem Plane seines Buches kurz abthun konnte. Er findet sie unerquicklich, was sie ja auch zum Teil sind, und nennt es elendes Geschwätz, wenn jemand hier nach Schuld und Glück fragen wollte; es gehe überhaupt nicht an, ein irgendwie bedeutendes Leben von dem Standpunkt aus zu betrachten, ob mehr oder weniger Glück darin vorhanden war. „Diese Frage war für Jane Welfsh Carlyle wie für ihren Gatten im wesentlichen Scheine geblieben. Sie hatte etwas anderes denn Glück vom Leben erwartet, als sie ihren Bund mit Carlyle schloß, und dieses andre, zu fühlen, daß sie Carlyle zur Ausbildung alles dessen verhelfen durfte, was die Natur in ihm angelegt hatte, das hatte ihr das Schicksal im Überschwang zu teil werden lassen. Sie hatte ein tapferes, heldenmütiges Leben geführt, die Menschen, die mit ihr zusammenkamen, besser und nicht schlechter gemacht, und ihr Lohn war ein Hinscheiden nach lange zweifelhaftem und endlich errungnem Siege.“ Das ist nicht nur sehr schön ausgedrückt, sondern auch hoch und edel gedacht, nur paßt es eher auf ihn als auf seine Gattin. Nicht als ob wir ihn für den bessern Teil erklären wollten, aber er hat diesen Verzicht auf das Glückliche so oft und so nachdrücklich ausgesprochen, daß er ihn für seine Person ohne Zweifel natürlich fand und mit diesem Rechnungsabschluß einverstanden sein mußte auch ohne den Anspruch auf einen Platz unter den Klassikern der Philosophie. Von Frau Carlyle ist dies nicht so gewiß; hier geben wir für sie unsere Stimme ab, das heißt zunächst Hensel, denn die meisten von uns werden wohl eher geneigt sein, das zu thun, was er für „nicht thunlich“ erklärt. Viele haben auch in Deutschland die Publikationen Froudes bedauert. Hensel stellt sich nicht zu diesen; er weiß, was sie wert sind, nicht nur für das Andenken einer Frau von feltner Begabung, sondern auch für die Erkenntnis Carlyles. Dieser tritt nun tiefer zu uns herunter, ein Mensch wie wir; er gewinnt dabei und verliert, aber die Abrechnung muß erst noch gemacht werden. Hensel hat eine Stelle, die wir im Auszug hierher setzen. Er habe Carlyles Lehre enger mit seinem Leben verbunden, weil er zu sehen glaubte, daß alle äußern Veränderungen in seinem Leben ihren Grund in einer innern Notwendigkeit gehabt hätten. Von einem merkwürdig feinen Instinkt geleitet, wußte Carlyle, welche Umgebung für seine Gedanken am förderlichsten sein würde, und so stellt sich sein Leben für mich umgekehrt dar, als wie es bei Froude erscheint. Bei ihm ist Carlyles Leben ein direktes Widerspiel seiner Philosophie: jede äußere Veränderung ist durch äußere, namentlich pekuniäre Umstände veranlaßt, Carlyle wird von den Dingen bestimmt. Alsdann würden seine Lehre, als deren Zentralpunkt wir die Spontaneität des moralischen Bewußtseins erkannt haben, und sein Leben in einem unauflösliehen Widerspruch stehn, Carlyle würde in dem elementarsten Zwiespalt, der die Einheit eines Alltagsmenschen stören kann, stecken geblieben sein usw. Mir scheint dagegen eine solche Einheit zwischen Leben und Lehre, wie wir sie gerade bei ihm finden, selten in dem Leben eines Mannes erreicht zu sein. Seine Schriften sind gar nichts anderes als der objektiv gewordne Ausdruck seines Charakters.

Der Historiker und der Philosoph gehn hier so weit auseinander wie — sie müssen. Möglichst einfach und anspruchslos gesagt ist das, was wir selbst in Bezug auf Carlyle aus seiner Frau Memoiren gelernt zu haben meinen, erstens, daß seine Unsicherheit und Hilflosigkeit dem Leben gegenüber viel größer war, als wir sie uns gedacht hatten, zweitens, welchen ungeheuern, einen nie ermüdenden und sich täglich erneuenden Idealismus es voraussetzt, andre lehren und fördern zu wollen in Dingen, deren man selbst tagtäglich und jahraus jahrein nicht Herr werden kann, und endlich: hätten wir alle auch nur ein wenig davon in unsrer Weltanschauung, wir würden zwar die Welt nicht ändern und verbessern, was keine Weltanschauung kann, aber wir würden vieles anders sehen, uns über manches trösten und vielleicht auch einzelne Menschen in einzelnen Dingen besser machen.

u. p.



Erlebnisse eines achtjährigen Jungen

(Fortsetzung)

3. Frau Knorpeles, Schiemang und Fräulein Hermine



ynatschke hatte Recht gehabt. Monsieur Besse war nach einigen Tagen lebensfreundiger geworden, und ich hatte ihn mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der verschiednen Kreise, worin ich durch Bogt und Synatschke oder auf eigne Hand Beziehungen hatte, bekannt machen können. Antrag bei hübschen Mädchen, an den ich von Bogt her gewöhnt war — er hatte zwar ausgesprochne O-Beine, war aber sonst von der rechten Art —, fehlte mir zwar auch mit Monsieur Besse nicht, aber von der Seite mehrerer andrer Personen, auf deren Urteil und Wohlwollen ich besondern Wert legte, war der Empfang ziemlich kühl. Wie die Herzogin von Friedland in den beiden Piccolomini von ihrer Aufnahme am kaiserlichen Hofe sagt: Würdig und voll Anstand war das Benehmen — aber an die Stelle huldreich vertraulicher Herablassung war feierliche Förmlichkeit getreten.

Nicht daß es von meiner Seite an empfehlenden und Interesse erweckenden Erklärungen gefehlt hätte. Sie sehen, Frau Knorpeles, er hat sehr schöne schwarze Locken, auf denen sein Hut weich und sicher ruht wie auf einem Polster, und die er täglich unzähligemale mit Kamm und Bürste in Ordnung bringen muß. Sie werden auch gehört haben, daß er französisch spricht, was ja auch die Sprache der Füchse, Raben, Grillen und Ameisen zu sein scheint, aber Frau Knorpeles, die mit Kommissbrot und einer Art stark gepfeffter Würstchen handelte, deren Bereitung sie grundsätzlich in ein undurchdringliches Dunkel hüllte, reichte mir die Backpflaume, die ich als gebührenden Tribut von ihr erhob, ohne auf die schwarzen Locken oder das fremdländische Idiom einzugehn, und — intime gesellige Beziehungen zu ihr, von denen ich mir viel versprochen hatte, blieben auf diese Weise ein unerfüllter Traum.

Ich hatte erwartet, daß sie uns, wie sie dies bei meinem ersten Erscheinen